
LITERATURBERICHT | REVIEW ARTICLE

Neue europäische Geschichte(n) wagen*

Corinna R. Unger

Europa ist in der Krise, sind sich viele Beobachter in Europa und in anderen Teilen der Welt sicher. Spätestens der Brexit scheint bewiesen zu haben, dass sich das „Projekt Europa“ in einer Zerreißprobe befindet und der integrationspolitische Optimismus der 1990er und 2000er Jahre voreilig war. Für Historiker:innen, die sich mit der europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert und mit der Geschichte der europäischen Integration beschäftigen, werfen diese Entwicklungen grundsätzliche Fragen auf. Inwiefern haben die normativen Annahmen, die der europäischen Integration in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zugrunde lagen und die Strukturen der EEG, EG und EU geprägt haben, die Perspektive von Historiker:innen als Zeitgenossen der Integration beeinflusst? Müssen die etablierten Narrative vollständig ersetzt werden? Wie lassen sich neue Perspektiven auf die Geschichte Europas und der europäischen Integration entwickeln, die nicht vom linearen Integrationsfortschritt ausgehen und nicht ausschließlich die Entscheidungsprozesse einer vornehmlich männlichen Elite in Brüssel wiedergeben, sondern die Komplexität dessen berücksichtigen, was der Begriff „Europa“ so knapp und kaum je präzise umreißt: eine Vielzahl an sozialen, ethnischen, religiösen Gruppen,

* Besprechung der Reihe *Making Europe: Technology and Transformations, 1850–2000*. Hrsg. von Johan Schot und Philip Scranton, 6 Bände, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2013–2019.

an Sprachen, Kulturen, Wirtschaftsformen, politischen und rechtlichen Systemen, und einen Kontinent mit dramatischen geographischen und naturräumlichen Unterschieden und engen Verbindungen zu anderen Weltregionen. Wie lässt sich all das in eine kohärente Interpretation der europäischen Geschichte zusammenführen, die mehr ist als ein Lexikon Europas?

In den letzten Jahren lässt sich eine zunehmende Dynamik auf dem Gebiet der europäischen Geschichtsschreibung beobachten. Eines der originellsten Projekte, eine „alternative“ europäische Geschichte zu entwickeln, ist die von Johan Schot und Philip Scranton herausgegebene sechsbändige Reihe *Making Europe: Technology and Transformations, 1850–2000*. Die Reihe fußt auf Aktivitäten, die bereits in den späten 1990er Jahren im Umfeld der Foundation for the History of Technology in Eindhoven begannen und mit Unterstützung der damaligen European Science Foundation durchgeführt wurden. Inzwischen sind alle sechs Bände erschienen.

Making Europe hat zum Ziel, eine Gegenerzählung zur traditionellen politischen Integrationsgeschichte Europas zu formulieren. Eine solche traditionelle Geschichte beginnt gemeinhin mit dem Aufkommen paneuropäischer Ideen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die sich in Reaktion auf den Ersten Weltkrieg verstärkten. Sie verfolgt dann die zunehmende Integration auf politischer Ebene nach, an deren Ende die Durchsetzung der EU-Institutionen steht. Der Zweite Weltkrieg erscheint aus dieser Sicht als Unterbrechung des Integrationsprozesses, aber auch als Antrieb, den Nationalismus endgültig zu überwinden. In Abkehr von dieser teleologischen Sichtweise wollen die Herausgeber und Autor:innen der Reihe *Making Europe* ergründen, wie Technologie und Technik europäische Gesellschaften und Länder miteinander in Verbindung brachten, wie weit diese Verbindungen reichten, wer hinter ihnen stand und welche Interessen und Logiken mit ihnen verknüpft waren. Wie Schot und Scranton in ihrer Einleitung zu der Reihe betonen, geht es ihnen vor allem darum, Kontinuitäten sichtbar zu machen, die über die Weltkriege und den Kalten Krieg hinwegbestanden. Der Technologiebegriff, mit dem sie arbeiten, umfasst nicht nur Technik und Maschinen, sondern auch Menschen, Werte, Ideen, Fähigkeiten und Wissen. Das Europa-Verständnis, das der Reihe zugrunde liegt, ist eng mit diesem inklusiven Technologiebegriff verknüpft. Die Herausgeber argumentieren, dass ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Phase der Globalisierung einsetzte, die sich wesentlich den neuen Technologien im Bereich der Kommunikation und des Transports verdankte, die in Europa ihren Ursprung hatten. Es ist diese Idee von „Europa in der Welt“, auf der die Reihe fußt.¹

Jeweils zwei, in einem Fall drei Autor:innen haben die sechs Bände gemeinsam verfasst. Es ist ihnen gelungen, die immense Herausforderung der Co-Autorschaft zu meistern und eine gemeinsame Sprache zu finden, die weit über den Gebrauch des Englischen hinausreicht. Die internationale Zusammensetzung der Schreibteams bedeutet, dass nicht eine „nationale“ Schule oder Perspektive dominiert, sondern dass die Bände selbst trans-

1 Johan Schot/Philip Scranton, *Making Europe: An Introduction to the Series*, in Ruth Oldenziel/Mikael Hård (eds.), *Consumers, Tinkerers, Rebels: The People Who Shaped Europe*, Basingstoke 2018 (2013), pp. ix–xv.

nationale Produkte sind. Der Bereitschaft der Autor:innen, sich auf diese intellektuelle und soziale Herausforderung einzulassen, gebührt großer Respekt.

Ein weiteres herausragendes Merkmal der Reihe ist der Wert, den die Herausgeber und Autor:innen auf die visuelle Gestaltung der Bände gelegt haben. Alle sechs Bände sind wunderbar groß gesetzt und gut lesbar. Sie enthalten eine Vielzahl an Abbildungen, die nicht nur der Illustration dienen, sondern als Quellen verwendet werden und in die Diskussion integriert sind. Nicht in allen Bänden ist die Auflösung der Abbildungen gleich gut. Allerdings existiert eine Website des Projekts *Inventing Europe: European Digital Museum for Science & Technology*, das Johan Schot initiiert und an dem mehrere der Autor:innen beteiligt sind; die dort vorhandenen digitalen Ausstellungen enthalten viele der in den Büchern verwendeten Abbildungen.²

Inhaltlich stellen die sechs Bände einen Wissens- und Informationsschatz dar. Die sechs Themen bzw. Bereiche, die sie behandeln, sind Folgende: *Consumers, Tinkerers, Rebels: The People who Shaped Europe* (Ruth Oldenziel und Mikael Hård, 2013); *Building Europe on Expertise: Innovators, Organizers, Networkers* (Martin Kohlrausch und Helmuth Trischler, 2014); *Writing the Rules for Europe: Experts, Cartels, and International Organizations* (Wolfram Kaiser und Johan Schot, 2014); *Europe's Infrastructure Transition: Economy, War, Nature* (Per Högselius, Arne Kaijser und Erik van der Vleuten, 2016); *Europeans Globalizing: Mapping, Exploiting, Exchanging* (Maria Paula Diego und Dirk van Laak, 2016); *Communicating Europe: Technologies, Information, Events* (Andreas Fickers und Pascal Griset, 2019). Es wäre interessant gewesen, etwas zu den Überlegungen zu erfahren, die zu dieser Konzeption geführt haben. Die sprechenden Titel der Bände sind attraktiv gewählt, wenn auch nicht immer selbsterklärend; in einigen Fällen geht der Inhalt darüber hinaus, was die Titel erwarten lassen.

Gemeinsam bilden die sechs Bände Perspektiven der Technikgeschichte, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Politik- und Kulturgeschichte, der Kolonial- und Imperialgeschichte, der Wissens- und Kommunikationsgeschichte, der Geschlechtergeschichte und der Umweltgeschichte ab. Die „technologische Linse“, aber auch die Vielfältigkeit und der Umfang der Bibliographien, auf denen die Bände fußen, erlauben frische und oftmals überraschende Einblicke und Erkenntnisse. Jeder einzelne Band hält (selbstverständlich je nach Vorkenntnis der Lesenden) viel Neues bereit, und vieles, das schon bekannt sein mag, wird auf neue Weise präsentiert und eingeordnet. Den Anspruch, eine neue Perspektive auf die europäische Geschichte des langen 20. Jahrhunderts zu bieten, lösen die sechs Bände gemeinsam überzeugend ein. Nicht in allem handelt es sich um eine vollständige Alternative zu etablierten Narrativen. Die berühmten Gestalten der europäischen Integrationsgeschichte kommen durchaus vor, und auch die zentralen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse sowie die sozialen und intellektuellen Entwicklungen, die das Jahrhundert geprägt haben, sind in den Bänden abgebildet. Doch der Schwerpunkt liegt eben nicht auf den Akteuren, Strukturen und

2 <http://www.inventingeurope.eu/>.

Zäsuren, an denen sich „orthodoxe“ politische Geschichten Europas orientieren. Die Reihe nimmt die Materialität historischer Entwicklungen nicht nur ernst, sondern stellt sie ins Zentrum. Damit erlaubt sie es, etablierte Interpretationen zu hinterfragen, bestehende Argumente zu schärfen sowie Vernachlässigtes und Übersehenes zu integrieren. Kurzum: Die Reihe beweist, wie fruchtbar es sein kann, neue europäische Geschichte(n) zu wagen. Wie das funktioniert und wo das Wagnis an Grenzen stößt, soll im Folgenden anhand einiger ausgewählter Aspekte besprochen werden.

Das charakteristische Element der Reihe ist, wie erwähnt, sein technologiehistorischer Ansatz. Dem Selbstverständnis der anglophon geprägten *History of Technology* entsprechend nehmen die Herausgeber und Autor:innen eine kritische Haltung zu deterministischen Interpretationen der Technik ein. Sie betonen, dass Technologien aus spezifischen Situationen entstehen und Entscheidungen, Präferenzen und Interessen abbilden, nicht aber menschliches Handeln oder politische Entwicklungen vorherbestimmen. Die einzelnen Bände der Reihe unterscheiden sich im Grad der Dekonstruktion des Technologiebegriffs und der Form, wie sie mit Technik als Gegenstand umgehen. Um dies an zwei sehr unterschiedlichen Bänden zu verdeutlichen: *Europe's Infrastructure Transition* ist mit dem Fokus auf Eisenbahnen, Telegraphen, Radiowellen und Öl-Pipelines thematisch näher an der Technikgeschichte im klassischen Sinne. Allerdings erzählt der Band nicht in erster Linie die Geschichte der einzelnen Technologien, sondern konzentriert sich auf deren Entstehung und Einsatz im Kontext von Bevölkerungswachstum, Expansionspolitik und Kriegen. In *Consumers, Tinkerers, Rebels* unterdessen geht es nicht um Ingenieure, Erfinder und technologischen Fortschritt im Labor, sondern um Hauswirtschaftslehrerinnen, die neue Methoden in der Hausarbeit erprobten und um Fahrradfahrer, die sich Raum auf der Straße eroberten und damit eine neue Technologie in der Welt etablierten – also eine Perspektive „von unten“, in denen die gemeinhin als politisch verstandenen Entwicklungen nur eine hintergründige Rolle spielen.

Gemeinsam bieten die sechs Bände sehr aufschlussreiche Perspektiven darauf, wie sich Technologie als Linse verwenden lässt, um alte Annahmen zu hinterfragen und neue Erkenntnisse zu gewinnen. Zugleich ist mit dem Fokus auf Technologie auch ein Risiko verbunden, nämlich dass die Geschichte weniger „politisch“ und weniger konfliktreich erscheint, als sie häufig vermutlich war. Der Band *Writing the Rules for Europe* etwa konzentriert sich auf den sogenannten „technokratischen Internationalismus“ und reproduziert dabei häufig die Selbstdarstellung der Experten, die sich als „unpolitisch“ inszenieren. Die Autoren benennen zwar das Problem dieser Selbstinszenierung, lösen es aber letztlich nicht auf. Ein zweites Problem, das mit dem Fokus auf das grenzüberschreitende Potential der Technologie verbunden sein kann, liegt darin, die Existenz von Verbindungen über räumliche, politische und kulturelle Distanzen hinweg für sich genommen als positiv zu betrachten. So enthält etwa *Communicating Europe* einen Abschnitt mit dem Titel „Perverted Radio“ (60), in dem es um den Einsatz des Radios in totalitären Diktaturen geht. Dahinter steht die Idee, dass Radiotechnik an sich dazu gemacht sei, die Kommunikation zwischen Menschen über Grenzen zu befördern, aber eben auch „missbraucht“ werden könne. Umgekehrt erscheint es problematisch, den Suez-Kanal

als progressives Infrastrukturprojekt zu charakterisieren (*Writing the Rules*, 34), ohne auf die imperialen Interessen einzugehen, die den Kanal so prominent machten. Die Frage, wie Technologie und Technik bestehende Machtungleichgewichte verstärkten oder ermöglichten, steht im Mittelpunkt des Bandes *Europeans Globalizing*. So zeigen die Autor:innen etwa, wie die Kartographie als vermeintlich objektive Darstellungsform geographischer Gegebenheiten dazu diente, europäische Herrschaftsansprüche in anderen Teilen der Welt zu etablieren. Zugleich betonen sie, dass das Machtgefälle zwischen Europa und anderen Teilen der Welt keineswegs selbstverständlich und allein durch die Existenz bestimmter Technologien möglich war. Sie zeigen, dass Konzepte wie Zirkulation und Adaption der historischen Realität weit mehr entsprechen als die Idee eines Europas, das durch seinen technologischen Vorsprung die Welt eroberte.

Wer waren die Menschen, die die Technologie entwickelten und einsetzten und auf diese Weise dazu beitrugen, „Europa zu machen“? Im Vorwort der Herausgeber werden sie als „Consumers and tinkerers; engineers and scientists; system-builders and inventors. Experts in technology, law, and business; communicators and entrepreneurs; politicians and ambassadors“ beschrieben (Schot und Scranton, Introduction, xv). Entsprechend dominiert in den meisten Bänden eine Perspektive auf Eliten. Weniger erfahren die Leser:innen darüber, was die technologischen Maßnahmen und Interventionen für die Bevölkerungen verschiedener Regionen, Städte und Dörfer, für einzelne Menschen und soziale Gruppen bedeuteten und wie sie sich dazu verhielten. Der Fokus auf die genannten Akteure impliziert zudem, dass die Mehrzahl der Individuen, die in den Bänden behandelt werden, Männer sind. Dass Geschlechterdifferenzen und Gender-Normen erheblichen Einfluss sowohl auf die Geschichte der Technologie als auch auf die Art hatten, wie die Technologiesgeschichte erzählt und erinnert wird, bleibt weitgehend unerwähnt. Einige Autor:innen verweisen zwar darauf, dass es Telefonistinnen und Sekretärinnen in Laboren, internationalen Organisationen und Unternehmen gewesen seien, die die technologisch hergestellten Verbindungen überhaupt erst ermöglichten. Doch diese marginale Erwähnung ist nicht nur politisch problematisch, sondern auch historisch irreführend. Zum einen gab es, wie wir inzwischen wissen, eine große Zahl von Frauen, die zur wissenschaftlichen Elite gehörten, aber nicht die entsprechende Anerkennung erhielten. Der männliche Erfinderkult funktioniert nur über den Ausschluss von Frauen aus der öffentlichen Wahrnehmung. Zum anderen bedeutet die Relegation der Frauen in den Bereich der technologischen Hilfsarbeiten, ihren Anteil an der wirtschaftlich-technischen Gesamtentwicklung zu negieren und zugleich die vermeintliche klare Trennung zwischen einer „männlichen“ und einer „weiblichen“, einer „öffentlichen“ und einer „privaten“ Welt zu reproduzieren. Wenn die Geschichte der Technologie als zentrale Linse dienen soll, die Geschichte Europas neu zu lesen, dann müssen diese künstlichen Gegensätze überwunden und die geschlechterspezifischen Konnotationen und Normen, die mit den Kategorien „Technik“ und „Technologie“ verbunden sind, systematisch analysiert und reflektiert werden. *Consumers, Tinkerers, Rebels* ist in dieser Hinsicht wegweisend. Der Band zeigt auf eindrucksvolle Weise, wie sich Gender als analytische Kategorie durchgängig und konstruktiv in die historische Perspektive integrieren

lässt und wie dadurch ganz neue Einblicke in die Geschichte möglich werden. Hier liegt ein Vorbildpotential für zukünftige Geschichten Europas.

Welches Verständnis von Europa legen die Bände zugrunde, und welches Bild von Europa entsteht aus ihren Analysen? Die meisten Autor:innen gehen nicht von einem statischen Europa-Begriff aus, sondern betonen, dass sich die Wahrnehmung dessen wandelte, was historisch als Europa verstanden wurde. Das gilt besonders für den Band *Europeans Globalizing*, der danach fragt, wie die Erfahrungen, die Europäer in und mit der Welt machten, dazu beitrugen, dass bestimmte Strukturen und Formen als europäisch zu gelten begannen. Andere Bände orientieren sich demgegenüber stärker an technologischen Strukturen, die bestimmte Regionen Europas miteinander verbanden oder aber von dem, was als Europa galt, ausschlossen. So heißt es zum Beispiel in *Writing the Rules for Europe*: “The Soviet Union was never part of the European Railway technological zone. It kept its own gauge and set of standards. In this sense the Soviet Union was not part of Europe“ (148).

Wie auch immer die Leser:innen zu der Frage stehen mögen, ob Russland zu Europa gehört, erweist sich die Linse der Technologie grundsätzlich als geeignetes Mittel, um die etablierten politischen Kategorien, die lange die Interpretation europäischer Geschichte dominiert haben, zu hinterfragen. Dies gilt vor allem für die Dichotomie Ost-West, die spätestens im Kalten Krieg zu einem wesentlichen Bestandteil der Geschichtsschreibung wurde, und für die Idee eines von West- über Mittel- nach Osteuropa verlaufenden Entwicklungsgefälles. In deutlicher Abgrenzung zu solchen Perspektiven charakterisiert *Making Europe* Ostmittel- und Osteuropa weder als homogene Einheit noch als rückständig. Zwar gibt es in einigen Bänden Hinweise darauf, dass Phänomene, die gemeinhin mit Westeuropa assoziiert werden, zumindest implizit als Norm zugrunde liegen. Aber da es den Autor:innen nicht in erster Linie darum geht, zu zeigen, wie sich ideologische Differenz in technologischen Ansätzen abbildete, sondern sie die Technologien an sich in den Mittelpunkt stellen, vermeiden sie vereinfachende Ableitungen und zeigen Ähnlichkeiten zwischen vermeintlich ganz unterschiedlichen Systemen auf.

Süd- und Nordeuropa erhalten insgesamt nicht ganz so viel Aufmerksamkeit wie West- und Ostmittel- und Osteuropa, und die einzelnen Bände binden das jeweils zugrunde liegende Europa unterschiedlich stark in die Welt ein. In allen Bänden finden sich Hinweise auf Verbindungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika, die mit Blick auf technologische Entwicklungen im 20. Jahrhundert maßgeblich waren. Die vielbeschriebene Spannung zwischen Faszination und Kritik, Austausch und Abgrenzung von den USA und „amerikanischen Verhältnissen“ prägte auch in diesem Fall die Wahrnehmung europäischer Beobachter, Experten, Techniker und Ingenieure. Während Amerika und die Sowjetunion häufig Quelle technologischer Inspiration waren, erscheinen die anderen Teile der Welt in *Making Europe* eher als Regionen, in denen Europäer neue Technologien einsetzten. So enthält etwa *Communicating Europe* ein Bild aus dem Jahr 1932, das die damals größte Radioanlage der Welt zeigt, die in Bandung stand (98). Der Standort der Anlage war kein Zufall. Die Kolonialmächte waren aus wirtschaftlichen Gründen und im Interesse des Machterhalts darauf angewiesen, innerhalb kurzer Zeit und über

große Distanzen Nachrichten auszutauschen. Diese und ähnliche Beispiele würden sich anbieten, um zu zeigen, wie koloniale und imperiale Strukturen und Praktiken neue technologische Entwicklungen beförderten, deren Ergebnisse in den Kolonien erprobt wurden und häufig ihren Weg zurück nach Europa fanden. Diese Perspektive eines ungleichen, aber dynamischen Verhältnisses zwischen Europa, Asien, Lateinamerika, und Afrika, das die europäischen Gesellschaften mindestens ebenso sehr prägte wie die „außereuropäischen“ Weltregionen, ist charakteristisch für den Band *Europeans Globalizing*. In anderen Bänden kommt der imperialen und kolonialen Geschichte Europas – die ja nicht auf die offiziellen Imperial- und Kolonialmächte beschränkt war, wie in den letzten Jahren zahlreiche Studien gezeigt haben – eher eine nachgeordnete Rolle zu.

Mit dem Fokus auf das „kontinentale“ Europa verknüpft ist die zentrale Rolle des Nationalstaats und nationalstaatlicher Kategorien, die sich in vielen Bänden der Reihe beobachten lässt. Vielfach definiert der Nationalstaat die Akteure als „Schweizer“, „Iren“, „Portugiesen“ oder „Polen“. Auch in den Bänden, die sich auf die transnationalen Verbindungen zwischen Personen und Organisationen konzentrieren, bleiben die nationalen Strukturen sichtbar. Damit zeigen die Autor:innen, wie sich transnationale Geschichten schreiben lassen, ohne darüber den Nationalstaat in seiner historischen Bedeutung zu übersehen oder zu relativieren. Kritisch anzumerken ist jedoch, dass die meisten Bände die Vielfalt nationalstaatlicher Formen und die Entstehung zahlreicher europäischer Nationalstaaten aus früheren Imperien so gut wie unerwähnt lassen. Angesichts des Untersuchungszeitraums von 1850 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wäre eine systematischere Einbeziehung des Habsburgischen, des Osmanischen und des Russischen Reiches naheliegend gewesen. Einerseits ließe sich so den technologischen Einflüssen aus und den Wechselbeziehungen mit der asiatischen und der arabischen Welt nachgehen. Andererseits wäre es eine Möglichkeit, die Kontinuitäten und Brüche zwischen den ehemaligen Imperien und den neuen Nationalstaaten nach 1919 in den Blick zu nehmen, etwa anhand des Fortbestehens ehemals imperialer Forschungsinstitute oder mit Blick auf technologische Alleingänge unter national(istisch)en Vorzeichen. Solch eine Perspektive, die imperiale und koloniale Bezüge systematisch integriert, könnte dazu beitragen, das von einem westeuropäischen „Idealtyp“ geprägte Bild des Nationalstaats und seiner Wesensmerkmale zu nuancieren. Ein solchermaßen differenziertes Verständnis des Nationalen wäre auch für die Analyse transnationaler und supranationaler Phänomene ein Gewinn.

Dies führt zurück zum Ausgangspunkt dieser Besprechung: dem Ziel der Reihe, eine neue Geschichte Europas zu entwickeln, die nicht mit der politischen Integrationsgeschichte Westeuropas identisch ist. Die Autoren von *Writing the Rules for Europe* positionieren sich am deutlichsten zur europäischen Integrationsgeschichte, indem sie es sich zur Aufgabe machen, die Europäische Union zu „dezentrieren“ (1). Entsprechend spielen die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, die Europäische Gemeinschaft und die Europäische Union eine eher nachgeordnete Rolle. Mehr Aufmerksamkeit erhalten demgegenüber die europäischen intergouvernementalen und transnationalen Organisationen, die auf die eine oder andere Weise an technologischen Entwicklungen

beteiligt waren. *Building Europe on Expertise* etwa behandelt die Vergemeinschaftung natur- und technikwissenschaftlicher Forschung im Kontext von EURATOM sowie der Europäischen Weltraumbehörde (ESA). Über die Reihe hinweg gesehen bleibt aber eher unscharf, welche Bedeutung die mit der heutigen EU assoziierten Organisationen für die technologisch interpretierte europäische Geschichte hatten. Hier ließe sich etwa an die Bemühungen von Europapolitikern und Unternehmensvertretern in den 1970er und 1980er Jahren denken, die EG auf dem Gebiet der Kommunikationstechnologie im Wettbewerb mit den USA und Japan zu stärken. Solche Themen bieten die Möglichkeit, danach zu fragen, ob und wie sich das Verständnis von Europa in transnationalen und intergouvernementalen Zusammenhängen veränderte, wie sich die beteiligten Akteure genuin europäische Forschung und Technologie vorstellten und ob und wie sich diese Vorstellungen in die Praxis übersetzten. Hier liegen auch Anknüpfungspunkte zum Konzept der Europäisierung, auf das sich einige Bände beziehen. In einigen Fällen dient es als analytischer Zugang, in anderen als Beschreibung. Dass die Reihe nicht mit einem vorgegebenen Verständnis von Europäisierung als zunehmender Verdichtung und Intensivierung europäischer Verbindungen arbeitet, entspricht ihrer anti-deterministischen Grundhaltung. Dennoch wäre es interessant, diese Perspektive vergleichend auf die sechs Bände anzulegen.

Wie die Besprechung nur einiger ausgewählter Aspekte deutlich gemacht haben sollte, bildet die Reihe *Making Europe* die Geschichte Europas im langen 20. Jahrhundert in eindrucksvoller Breite, Tiefe, Komplexität und Vielfalt ab. Die Kritik, die sich an einigen Bänden formulieren lässt, wird häufig von anderen Bänden aufgefangen. Nicht alle werden die technologische Linse des Projekts übernehmen wollen oder vollständig überzeugend finden, aber sie ist ungeheuer effektiv darin, aufzuzeigen, wie sich europäische Geschichte anders lesen und schreiben lässt. Darin liegt das große Verdienst von *Making Europe*, und dies macht es zu einem Meilenstein in der europäischen Geschichtsschreibung.